

## GASTKOLUMNE

# Warum ein Museum voller Meisterwerke langweilig ist

Will man die Gemälde zum Reden bringen, braucht es mehr Geschichte. Und etwas Dreck. Ein Besuch im Zürcher Kunsthaus



Ich möchte wegkommen von der Frage: Wie viele Menschen gehen ins Museum hinein?, und hinkommen zu der Frage: Wie gehen sie aus dem Museum hinaus? Was nimmt man mit?» Das sagte Stella Rollig, Generaldirektorin der staatlichen österreichischen Galerie Belvedere mit drei Häusern, in einer der Debatten über die Zukunft des Museums.

Die Aussage geht mir durch den Kopf, als ich auf dem Heimplatz stehe und das weisse Gerippe der Erweiterung des Zürcher Kunsthauses mustere. Ja, ich war erst vor zehn Tagen drin. Den ersten Bührle-Rummel wollte ich abklingen lassen, um mich in Ruhe an den Trophäen zu erfreuen.

Ruhe ist Fehlanzeige, auch wenn die Ausstellung nicht überlaufen ist. Die Polemik rund um Emil Georg Bührle, seine Sammlung und den prominenten Platz, den sie im Kunsthaus einnimmt, verfolgt mich. Möglich, dass sie meinen Blick trübt. Jedenfalls scheint mir die Kunst matt.

All die grossen Namen, all die berühmten Sujets, Monets Seerosenteiche als Kulminationspunkt – ein einziges Déjà-vu. Ein Triumph des Sammlers, nicht der Kunst: «Seht, so viel habe ich zusammengetragen. Und es gäbe noch viel mehr.» Augen und Beine ermüden rasch. Was will mir dieser Aufmarsch von 203 Werken sagen?

Zwei Gedanken konkretisieren sich. Der eine macht sich an der doppelten Signatur fest. Die Werke sind signiert, doch jeder Rahmen trägt eine zweite Inschrift: «Sammlung E. G. Bührle». Der Kern der Sammlung steht für die beliebtesten Epochen der europäischen Kunst, den französischen Impressionismus, die Nabis, die Fauves, den Kubismus – doch jedes Werk verweist gleichzeitig auf seinen Sammler und Stifter. Daran entzündet sich die heftige Provenienzdebatte. Und damit bricht die politische Geschichte geradezu brachial ins Museum ein.

Das wäre eigentlich der günstige Moment, das Prinzip Museum zu befragen. Warum schützt es die Kunst vor der Geschichte? Warum wird sie normalerweise in Form von Verweisen in Kataloge ausgelagert? Warum erscheint Kunstgeschichte meist nur als Abfolge von Epochen, Bewegungen, Stilen, die sich auseinander herauschälen?

Wie geht das Kunsthaus damit um? Der Bösewicht hat dort zwar sein Kabinett erhalten, um dessen Aussagekraft heftig gestritten wird. Doch wäre es nicht konsequenter, Bührles Lebens- und Sammlergeschichte sowie die Provenienzdebatte mit der Sammlung zu verzahnen? Cézannes «Knabe mit der roten Weste» neben Bührles Jugendfotos zu hängen? Gauguins «Früchte und Messer» mit Impressionen aus der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle und Daumiers «Gratis-Vorstellung» mit Porträts der Kunstankaufskommission zu kombinieren? Es gibt eine Geschichte des Erwerbs, in der Bührle sein Kunstweltbild verfertigte und so zu einem Mitglied der ehrenwerten Zürcher Gesellschaft wurde, die sich in die Bilder eingeschrieben hat. Ein Museum besteht aus mehr als Mauern und Kunstwissenschaft: Seine unsichtbare Hälfte ist das soziale Gewebe, aus dem es alimentiert wird. Sie sichtbar zu machen, würde der Gewohnheit entgegenwirken, Kunst durch Kunst zu erklären. Der Ausstellungssaal würde zur Bühne, nicht nur anlässlich der Vernissage.

Der zweite Gedanke folgt unmittelbar: Warum so viele Werke zeigen? Ein solches Übermass an Autorität? Kunst ist kein Metier der Rekorde. Ein Bruchteil davon würde genügen, um mich in den Impressionismus eintauchen zu lassen. Es würde damit Raum frei für anderes. Nicht nur für Geschichten, die mit den Werken verbunden sind und sie aufladen, sondern auch für andere Kunst, geschaffen in Zürich. Während die Renoirs, Bonnards, Vuillards in den französischen Ateliers malten, blieben die Pinsel in Zürich nicht liegen. Eine lokale Durchdringung könnte eine Ausstellung im Hier, im Lokalen verankern. Und damit den Ehrfurchtsfaktor mildern. Die Meister sind gut, doch auch ihr Horizont war begrenzt.

Oder als Formel: 30× Impressionisten, 30× Lokale, 30× Ausblicke ins soziale Geflecht. So stelle ich mir die Zukunft der Museen vor. Die ausgesperrte Geschichte klopft derzeit überall an deren Türen. Auch eine Diskussion, die ich Ende Jahr an der Universität Neuenburg mit zwanzig Studenten der «Études muséales» führte, drehte sich darum. Im Zentrum ihres Studiums steht die Frage, wohin das Museum sich entwickeln muss, um relevant zu bleiben. Muss es digitaler werden? Nein. Immersiver? Vielleicht. Mutiger? Ja. Politischer? Sicher. Und damit auch lokaler! Man soll dort sehen, was man anderswo nicht findet. Und man soll anders herauskommen, als man hineingegangen ist.

Pius Knüsel ist Kulturarbeiter und Erwachsenenbildner. Er lebt in Zürich.